

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Tabak und Schnaps

urn:nbn:de:bsz:31-62031

und Galle; denn des Lier het di verherzt, des cha nit anderst si!"

"Se nu," sagte Fritz, "so warte mer halt mit em Drote. Mir presfiert's nit." Damit ging er seinem Geschäft nach.

Die Mutter aber ging im Zorn hinaus in den Garten, um das Unkraut auszureißen, wobei sie sich bei dem windigen Regenwetter derart erkältete, daß sie noch vor dem Nachtessen ins Bett mußte wegen des heillofen Stechens auf der linken Seite. Als sie aber im Bett war, ging es erst recht los und der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenklich den Kopf. "Jungenentzündung im höchsten Grad," sagte er, "die Frau ist alt, es ist die Frage, ob sie es überhaupt, wir wollen unser möglichstes tun."

Der Doktor hatte sein möglichstes getan, die Angehörigen auch, aber es war nicht besser, sondern schlimmer geworden, und jetzt kämpft sie mit dem Tod und spürt, daß sie nicht mehr Meister wird. Jetzt an der Schwelle der Ewigkeit nehmen Stolz und Hochmut Abschied von ihr, die Furcht nimmt Besitz von ihrem verzweifelten Herzen und Gewissensrisse foltern ihre Seele.

"Fritz," sagte sie ächzend und stöhnend, "Fritz, i ha nit verjündigt, jetz muess i's büesse, i muess sterbe und krieg e neu Hüsi, aber es gruft mer d'rvoor. 's isch jetz emol so, aber du muessch no glücklich si. Nimm di Meili, Fritz, und verzeih mer und sag au im Meili, es soll mer verzeihe. Adje, Fritz, leb wohl und vergiß di Mueter nit!"

So hat sie noch eine Weile fortgesprochen; dann aber wurde die Stimme schwächer und schwächer, der Atem stockte und sie war nicht mehr.

Zwei Tage später wurde sie in ein nagelneues Häusle gelegt. Darin liegt sie nun ganz ruhig und zufrieden, und Meili, das nach der Trauerzeit Fritzens glückliche Frau wurde, ist ihr nicht mehr im Weg.

Der Fritz und 's Meili gehen aber jeden Sonntag auf ihr Grab. Denn der Fritz sagt: "D' Mueter het ihri Fehler g'ha, aber mit mir het si's nur guet gemeint, und nur d'r Unverstand isch d' Schuld g'si, daß sie mir mi lieb Meili nit het wölle lo. Gell, Meili, du verzeihst ere?"

Und das Meili weinte eine Träne und sprach ein süßes Gebet als Antwort.

Tabak und Schnaps.

Im Jahre eintausendachtundzweiundsiebzig war es doch noch schöner auf der Welt als heute. Der Himmel schien mir blauer, die Sonne goldener, die Sterne hatten hellern Glanz, — über mir hingen Baggeigen, zur Rechten und Linken Zimbeln und Klarinetten, und auf allen meinen Wegen blühten am Rande die Blumen meiner ungetäuften Hoffnung. Das macht: ich war damals siebzehn Jahre alt und hatte allerlei tolle Pläne im Kopf, in der Tasche aber leider Gottes gar nichts und drum blieben diese schönen Pläne alle im Kopf. Meine Eltern waren arm und konnten nicht einmal meinem un-

ruhigen Geist durch richtige Ausbildung eine solide Grundlage geben.

Mit zwölf Jahren mußte ich schon in einer Ziegelhütte mein Brot verdienen, und ich hatte ungefähr das Gefühl eines zum Fliegen bestimmten Vogels, dem die Flügel gestutzt worden sind. Die Arbeit war schwer, aber ich war noch jung und gesund und der Körper hätte sie ohne große Mühe verrichtet, wenn nur der unruhige Geist sich hätte beschwichtigen lassen und zufrieden geben können. Das tat er aber nicht und ich kam mir recht unglücklich vor bei der dreidigen Arbeit, und der geringste Anlaß war mir zur Niederlegung der Arbeit genügend. Und so kam es denn, daß ich oft nach neuen Stellen Umschau halten mußte; denn gegessen mußte ich haben, und ohne Arbeit bekam ich nichts, die Lustschlöffer aber stehen sehr niedrig im Kurs.

Auch im Wonnemonat Mai des Jahres 1872 suchte ich wieder eine Stelle. Zu diesem Zweck las ich die Inserate der verschiedenen Blätter, und mein Streben richtete sich auf einen Ausläuferposten; ein solcher, dachte ich, erweitert meinen Gesichtskreis und läßt mir mehr Zeit zum Lesen; denn dieses war mein Hauptgenuß.

"Ein junger Bursche von 16—17 Jahren wird gesucht Klarastraße Nr. 13." So stand im Anzeigenteil der "Basler Nachrichten". Siebzehn Jahre bin ich ja, das wäre am Ende für mich. Wenn nur die unheilvolle Hausnummer nicht wäre, dachte ich. Dreizehn, das hatte ich gelesen, bedeutet Unglück. Ich wäre also gewiß nicht hin, wenn der Hunger nicht gewesen wäre. Aber dieser war schon zwei Tage daran, mir den Meister zu zeigen. Gezwungen durch ihn ging ich also nach der Klarastraße Nr. 13. Die nette, freundliche Frau, die mich empfing, schien mir auch gar nicht so unheilverheißend.

"Ah," sagte sie, "Sie kommen gewiß wegen der ausgeschriebenen Stelle. Ich weiß aber nicht, ob sie für Sie geeignet sein wird," setzte sie, indem sie mich betrachtete, hinzu. "Sie müßten nämlich aufs Land in eine Ziegelhütte. Mein Mann hat viele Jahre hier als Backer in einer Fabrik gearbeitet. Aber jetzt, wo so riesig gebaut wird, hat er wieder an sein altes Handwerk gedacht. Wir haben in Oberbränd einen Acker gekauft, und dort ist er jetzt am Backsteinmachen und da sollte er notwendig einen jungen Burschen haben. Aber für Sie wird es doch nicht sein."

Die Frau setzte deshalb Zweifel in meine Fähigkeit, weil ich damals, obgleich kräftig und groß, doch so ein mädchenhaftes Aussehen hatte, daß ich, mit der nötigen Gewandung angetan, ganz gut als ein Exemplar des schönen Geschlechtes hätte ausgestellt werden können.

"Wenn ich Ihnen aber sage und durch Zeugnisse beweise, daß ich schon seit Jahren in Ziegelhütten tätig war, was dann?" fragte ich die Frau.

"Ja, das wäre freilich recht, und Sie würden meinem Mann sehr willkommen sein. Wollen Sie also gehen?"



„Sofort!“ sagte ich, wohl einsehend, daß mich mein Schicksal einfach in der Ziegelhütte und sonst nirgends haben wollte.

„So preßiert es nicht,“ entgegnete die Frau, „erst essen Sie noch hier zu Mittag und dann trinken Sie ein Glas Bier; denn nach Oberbränd sind es zwei Stunden.“

Daß ich dieses Anerbieten nicht ausschlug, versteht sich; denn ich war siebzehn Jahre alt, konnte nie essen als den ganzen Tag, und nun war es doch schon zwei Tage sehr knapp hergegangen.

Nachdem ich die Kochkunst meiner neuen Meisterin durch tapfern Zuspruch anerkannt hatte und mein Magen zufriedengestellt war, ging ich, mit einem Bündel, in das die Frau allerlei Nötiges gesteckt hatte, und mit vielen herzlichen Grüßen an ihren Mann nach meinem Bestimmungsort.

Der Ziegler war freudig überrascht, als ich kam und als er das Bündel öffnete und ich ihm noch die Grüße von Frau und Kindern ausrichtete.

Es war wunderschön dahinten. Auf einer Hochebene, von der man ins fruchtbare Leimental hernieder sah, stand mitten unter weiß blühenden Kirschbäumen der Schuppen, der die schon trockenen Backsteine und den Bretterverschlag, der unser gemeinschaftliches Bett einschloß, schirmte und deckte, und mich an ein amerikanisches Farmerhaus erinnerte. Im Lichte der Morgenjonnenschimmerten die graublauen Gebirgszüge des Jura, im Süden aber thronte auf zackigen Felsen die auch als Ruine noch imposante Landskron, im Westen zogen die stolzen Häupter der Vogesen, im Norden blinkte das Häusermeer von Basel, überragt vom rötlich schimmernden Münster und dem stolzen Turm von St. Elisabeth.

Der neue Meister war ein untersehter, rothbärtiger Mann von sechsunddreißig Jahren und ein schwärmerischer Methodist. Morgens und abends verrichtete er im Bette, das ich, wie schon gesagt, mit ihm teilte, seine Andacht, daß ich eine wahre Gänsehaut bekam und mir alle Haare zu Berge standen, so feierlich schickte er sein Gebet zum Himmel empor, und sein Goitvertrauen grenzte stark an Fatalismus. Seine angeborene Herzensgüte, in Verbindung mit diesem religiösen Zug seines Wesens, ließ keine schlechte Behandlung zu. Er sah mich so als gleichwertig an, daß ich ihm nicht einmal Meister sagen durfte. „Denn,“ sagte er, „es gibt nur einen Meister, und

das ist Christus. Mir sagst du einfach Bette Maier!“

Diese Behandlung und der schöne Außenhalt veranlaßten mich, vorläufig zu bleiben, und ich hatte es nicht zu bereuen; denn als die Frau mit den Kindern und der Haushaltung auch kam, wurde es erst recht schön. Wir bezogen ein leer stehendes, reizend in einem Obstgarten gelegenes Bauernhaus, und als unter der ordnenden, fleißigen Hand der Meisterin die Haushaltung ins Blei gekommen war, und jedes Möbelstück an der richtigen Stelle stand, war es wunderbar heimelig, und ich war auch wie zu Hause. Die Frau ließ es mir an nichts fehlen, sie besorgte mir die Wäsche, stückte die Hosen, und die ganze Familie sah mich mehr als einen Bruder, denn als einen Fremden an.

So hatte ich den ganzen Sommer Gelegenheit, die Lichtseiten des Familienlebens kennen zu lernen; denn kein Mißton störte hier die Harmonie. Frau und Mann waren sich in zärtlichster Liebe zugeeignet, und eines suchte das andere zu ergämen, eines dem andern die Arbeit abzunehmen, und alle ihre Gedanken waren einzig und allein der Erhaltung dieses ihres Glückes gewidmet.

Im Spätjahr, als die kalte Witterung den Fortbetrieb der Ziegelei verbot, nahm ich meinen Abschied, und da ich in eine fernere Gegend kam, sah und hörte ich vier Jahre nicht mehr von dieser Familie. Dann aber machte ich einen Besuch, und was ich da sah, erschütterte mich in den tiefsten Tiefen meines Herzens.

Ich traf den ehemaligen Meister auf dem Hof, aber wie!? Die ehemals so kräftige Gestalt war geknickt, das Gesicht aufgedunsen und blaß, das Auge müde und trüb, und seine Haare fingen schon an grau zu werden.

Als ich ihm die Hand geboten und ihn gegrüßt und im Verlaufe des Gespräches nach dem Befinden der Frau mich erkundigte, sagte er unwirsch: „Sie ist drinn in d'r Stube. Gang nur ine, de chasch bed Lueder im schönste Ruch treffe!“

„Was Ihr sagt!“ erwiderte ich betroffen, „Eure liebe Frau kann doch unmöglich einen Ruch haben. Und Ihr — wie kommt Ihr mir vor. Früher so fromm und jetzt solche Ausdrücke gegen die Frau, die Ihr so lieb gehabt!“

„So lieb g'ha,“ — sagte er, „sie het mi um Ehr und guete Rammme, um mi Vermöge, um



Ich traf den ehemaligen Meister auf dem Hof, aber wie!?

Glaube, um mi irdisch und ewig Heil broocht. Sie isch e verjoffe, liederig Tier und het die ganzi Zit e Ruuch und i ha sie grad no so lieb, aß i jeden Augenblick froh wär', wenn sie d'r Tüfel hole tär'." —

Diese Eröffnung schmerzte mich tief, und um die Frau in ihrem Verfall zu sehen, um mich von der Wahrheit des soeben Gehörten zu überzeugen, ging ich also in die Stube, die mich aber in ihrem jetzigen Zustand schon mehr an einen Stall gemahnte. Die einst so schönen, glitzernden Möbel waren verpusst und zerfchlagen, die Fourniere hingen als lose Fetzen daran. Löffel, Messer, Gabeln und Kämme lagen in schönster Eintracht unter dem Ofen, während ein alter Pantoffel neben der Zuckerbüchse auf dem Tische lag. Der Plüsch des Sofas war zerrissen, die Hochstühle waren eingedrückt, der Boden war kohlschwarz, die Tapeten hingen von den Wänden, und von den Fensterscheiben waren die meisten eingeschlagen. Zerrissen, schmutzig und schlampig, wie ihre Haushaltung, war auch die einst so nette, saubere Frau. Mit gläsernen Augen stierte sie mich an, und als ihr endlich bezüglich meiner Person ein Licht aufging, sagte sie mit lallender Zunge: „Aha, Ihr sinn'r Felir! Willkommen au! Sitze doher, mer trinken Glässi Treber mitenand und wenn mi Tüfel no o wüescht tuet. Er soll mer de Mittag numme nimmi in d' Stube cho, der Chaib, d'r liederig, oder steed em mi Seel 's Messer in Lib!'“

Ich hatte genug. Ich erklärte der Frau, daß ich einen Schnaps nicht möge, daß ich überhaupt keine Zeit zu längerem Verweilen habe, und empfahl mich, im tiefsten Herzen den Ruin dieser einst so glücklichen Familie bedauernd. Ich ging in den Schwanen und ließ mir einen Schoppen Wein geben, und die Wirtin, die mich gleich wieder erkannte, erklärte mir auf mein Befragen den Verfall dieser Familie also: „Bi's Maiers,“ sagte sie, „goht's rajch bergab, 's wird bi nächstem alles verchauft. Und in allem isch d'r Tubal und d'r Schnaps z'schuld. D' Frau het 's Schnupfen ag'fange und het's so stark rieche, aß es ball unappetitlig worden isch, hunders wennne choche mueß. Drum sinn denn die Arbeiter, wenn sie d'r Meister am nötigste bruucht hätt', z'mitts im Summer dervo g'losse und d'r Ziegler isch ganz wärtsch worde.“

„Emol het er mit em Baumeister en Accord g'ha für hunderttüsfig Bacheitei und hätt' sie solle um die b'stimmti Zit liefern. Er het also acht Arbeiter ig stellt und alles isch ganz guet g'losse fowit. Do stellt d' Frau am e Mittag e Grieksuppe uf d'r Tisch und bim Abstelle keie-n ere e paar dick, bruni Tropfe grad direkt in d' Suppe und d' Suppen isch brun worde, wie von ere Zwiebelejohse. Das isch denn doch denne Arbeiter e wenig z'starke Tubal gsi. Sie henn uf d'r Stell d'r Lohn verlangt und sinn furt.“

„Des au no,“ seit d'r Meister und goht use in d' Chuchi und haut si früeher so lieb Lisettli dunder-schriegig dure. D'r Zorn het en übermannet.“

„So het's ag'fange und an sellem Tag isch bi's Maiers d'r guet Geist us- und d'r Tüfel izoge

und mit ihm d' Schnapsguttere. D'r Ma het grusig afange susen in sim Glend und het g'meint, er chönn's abeschwenke, aber jo, 's isch nur ärger wore und d' Frau het em's nogmacht und 's ischt nit lang gange, so het sie en übertrumpfet und me het g'feh, as d'r Pfarver als recht het, wenn er seit: „Wenn e Wibervolch ins Laster chunnt, wird's viel ärger as d'r Ma!“ Es dured mi nur die nette Chinder. Sie verwahrloshed au ganz. Früeher sinn sie brav, artig und sufer gsi und jetz sinn's wüeste, dreckige, frechi Hammel.“

So sagte mir die Wirtin, und nach dem Gesehenen mußte ich ihr leider jedes Wort glauben, und ich sagte mir: Der Mensch mag an einen Gott, an Himmel und Hölle glauben oder nicht, das bleibt wahr: Sünde ist Sünde, Vergehen Vergehen, und wer der Leidenschaft nicht gleich Zügel anlegt, geht unter, stürzt in einen Abgrund des Glendes, aus dem es keine Rettung mehr gibt. Drum, was wir tun, alles muß mit Maß und Ziel geschehen, am rechten Ort, zur rechten Zeit, ohne Leidenschaft, sonst — sind wir verloren, das liegt in den Gesetzen der Natur, und gegen diese sich anstemmen wollen, ist gleichbedeutend mit dem Kopfeinrennen.

Die veröhnten Geschwister.

In Heimstetten wohnt der Maierbeck, und er war berühmt in seinem Fach. Denn solches Brot und solche Wecke, wie er, könne niemand machen, hatte die Stasi, seine Brotträgerin, schon mehr wie tausendmal gesagt, und sie glaubte es sogar selbst und mußte es glauben, weil sie noch nie über die Heimstettische Gemartung hinausgekommen war und also auch noch keine andern Wecken gegessen hatte. Im Orte selbst war ja außer dem Maierbeck keiner mehr, der Wecken machte.

Der Maierbeck war ein Mann mittlerer Größe. Aus seinem lebergelben Gesicht schauten ein paar graue, stehende Augen, und in ihnen saß, lauernd und falsch, wie die zusammengerollte Katze im Ofenwinkel, der Geiz. Die Augenbrauen standen aufwärts wie der gedrückte Schnurrbart eines Unteroffiziers und waren ebenso buschig und grau wie der wildwuchernde Schnurr- und Badenbart. Die Kopshaare hatten dieselbe Farbe, waren aber gelichtet wie der Tannenwald eines verschuldeten Bauern; seine Kleidung war alt und schäbig.

Seit zehn Jahren war der Maierbeck ein ehrfamer Witwer. Seine Frau hatte das ewige Keifen und Schelten satt bekommen, und da sie ihm in dieser Welt nicht ohne Skandal fortlaufen konnte, vertauschte sie das Diesseits mit dem Jenenseits. Sie starb an der Schwindsucht und hinterließ ihm vier Kinder. Er weinte nicht viel Tränen um sie; denn sie hatte in der letzten Zeit nicht mehr viel arbeiten können, dafür aber beim Doktor und Apotheker große Rechnungen gemacht. Solche teure Artikel waren dem Maierbeck aber von jeher zuwider. Wenn er einmal aufrichtig gebetet hatte, war es da, als er ihr die

